

Für mich, soll's rote Rosen regnen, mir sollten sämtliche Wunder begegnen. Die Welt sollte sich umgestalten, und ihre Sorgen für sich behalten.

Hildegard Knef hat dieses Lied gesungen, liebe Schwestern und Brüder, und sicher hat sie damit einem Wunsch Ausdruck verliehen: Einmal soll das auch für mich wahr werden: Dass ein Wunder geschieht, das Wunder der Liebe und es rote Rosen regnet über mir!

Aber ich fürchte, auf diesen Tag werden wir vergeblich warten müssen. Regen und Schnee wird es geben, Ruß, wie jetzt sicher in Los Angeles und andere Schadstoffe wird es schon mal regnen. Darüber muss man sich nicht wundern. Bleiben die Musik, die Poesie wohl die einzigen Bereiche in unserem Leben, in denen es sich noch um Wunder dreht?

Die Verantwortlichen für die Hochzeitsfeier, von der wir gerade gehört haben, haben sicher gedacht: Jetzt hilft nur noch ein Wunder! Welch peinliche Pleite: trockengetrunken. Der Horror eines jeden Gastgebers.

Und dann stellt sich der Kinderglaube die Szene weiter vor: Jesus, offenbar ein ganz lebenslustiger und verständnisvoller Geselle, macht mal eben 600 Liter Wein aus Wasser. Den laden wir natürlich wieder ein.

Aber ist das nicht ein wenig seltsam: Nur sieben Mal wird im Johannesevangelium ein Wunder überliefert. Und gleich im 2. Kapitel gibt Jesus sich dazu her, ein Familienfest zu verschönern? Könnte man sich nicht einen besseren Auftakt vorstellen: die Blindenheilung, die Brotvermehrung, die Totenerweckung? Wäre da nicht am Anfang gleich klar gestellt, mit wem man es hier zu tun hat? Schließlich ist die Situation zwar peinlich. Man würde unwillig, schadenfroh oder enttäuscht nach Hause gehen. Aber gesteinigt würden wohl weder das Brautpaar noch der Kellermeister.

Es scheint so, als wäre Jesus auch nicht ganz wohl in dieser Situation. *Was willst du von mir, Frau?* Und der geheimnisvolle Zusatz: *Meine Stunde ist noch nicht gekommen.*

Das Wort *Stunde* ist hier wie ein Schlüssel, um die Tür zum richtigen Verständnis dieser Szene zu öffnen. *Stunde* meint im Johannesevangelium nicht irgendeine Tageszeit.

Es meint die alles entscheidenden Stunden der Passion, des Leidens Jesu und des Kreuzes.

Zu *dieser Stunde* nämlich wird Gott sein Innerstes nach außen kehren, er wird Einblick geben in sein Herz, er offenbart sich als der, der er in Wirklichkeit ist: einer, der liebt, ohne Grenzen, verrückt – so wie einer, der über seiner Geliebten wirklich Rosen regnen lassen würde.

Und dass er so ist, macht nach Johannes gerade seine *Herrlichkeit* aus, seine *strahlende Pracht* – wie Jesaja in der Lesung sagt. Das Widersprüchliche fällt zusammen, lässt sich vereinbaren: Im Leiden und Sterben Jesu geschieht zugleich Verherrlichung, weil Gottes Liebe ohne Einschränkung sichtbar wird.

Wenn Jesus also der Aufforderung Marias in Kana nachgibt, dann ist das keine Pannenhilfe, weil Jesus so ein freundlicher Mensch oder ein gehorsamer Sohn war. Es ist auch kein heiteres Vorspiel zu den ernstesten Geschehnissen, die noch folgen werden.

In diesem ersten Zeichen ist die letzte Stunde bereits vorweggenommen, in der Jesus reichlich austeilt, so reichlich, dass es wunderbarer Weise bis heute reicht: seinen Leib und sein Blut teilt er aus, sich selbst.

So wird in Kana nicht nur irgendeine Hochzeit gefeiert, sondern diese Hochzeit ist ein Bild für die Hochzeit zwischen Himmel und Erde. Das Ziel der ganzen Geschichte leuchtet auf: das Festmahl, zu dem alle am Ende der Zeit geladen sind. Christus selbst wird dann der Bräutigam sein und alle, die zu ihm kommen, die Braut.

Wir heute laden unter chronischer Wunderverknappung. Sie können auch sagen: unter chronischem Weinmangel. Nicht, dass es uns an Flaschen, Festen oder Vergnügungsmöglichkeiten fehlte. Davon kann keine Rede sein.

Aber allzu oft wird in vielen Bereichen des Lebens mehr Wasser als Wein eingeschenkt.

Auch in der Kirche ist das bisweilen so, denn auch sie scheint nicht so wirklich an Wunder zu glauben. Vielmehr glauben wir alles zusammen sehr an das Machbare, Sichtbare und Veränderbare, an das Naheliegende.

Und wir müssen irgendwann ein wenig müde feststellen:
Wer an das Machbare glaubt, der muss auch „machen“ –
und dazu haben wir eben einfach nicht immer die Kraft
und die Möglichkeiten.

„Reinen Wein einschenken“ das heißt deutlich zu machen,
dass wir an die „Macht“ Gottes glauben müssen, wenn un-
ser Leben nicht gänzlich verwässern soll, wenn die Party
nicht auf dem Höhepunkt beendet sein soll, weil der Wein
ausgegangen ist.

Unsere Aufgabe ist es, die Krüge zu füllen – das ist schon
reichlich Arbeit. Denn es heißt, alles einzubringen, was wir
zu bieten haben, alle Fähigkeiten, allen Mut, alle Ideen.
Aber es ist eben nur Wasser, es reicht noch nicht für das
Fest. Ohne den Bräutigam gibt es keine Braut – nur ein sit-
zengelassenes trauriges Mädchen, das vielleicht noch zu ei-
ner Jungesellenparty einladen kann. Und das ist eben
nur der halbe Spaß!

*Für mich, soll's rote Rosen regnen, mir sollten sämtliche
Wunder begegnen. Die Welt sollte sich umgestalten, und
ihre Sorgen für sich behalten.*

All das wird passieren – aber nicht durch uns. Es geschieht
durch das Wort des Bräutigams, damals in Kana und
heute, hier in dieser Feier.